Herbst in den Federn, kalt und luftig hängen, mehrere Tage aufbewahren, doch muß es gleich, nachdem es geschossen ist, ausgeweidet werden. Zu langes Aufbewahren macht es aber ekelhaft.

Verschiedenes.

— „Unser Fritz“ bei Wörth. In seinem jüngst erschienenen Buche: „Erlebtes aus dem Kriege 1870—71“ schildert Generallieutenant J. v. Hartmann ungemein anschaulich die Vorgänge beim Kronprinzen während der Schlacht bei Wörth. „Wir ritten sehr schnell“ — heißt es. „Es war ein heißer Sonnentag. Unterwegs erhielt der Kronprinz Meldungen, die klangen nicht günstig. Er überblickte die Lage genau, behielt seinen Gleichmut, sah ruhig, ja heiter aus und schickte kurz und bestimmt seine Befehle an die entfernten Teile der Armee, welche — die letzten freilich erst in Stunden — herankommen konnten. Um 1 Uhr stieg er auf der Höhe von Wörth vom Pferde, setzte sich auf einen Grabenrand, der General von Blumenthal neben ihn, und so beobachteten sie schweigend oder leise unter sich sprechend, die an und jenseits der Sauer wogende Schlacht. Etwas zurück die Offiziere des Stabes, der Befehle gewärtig, welche der Kronprinz einige Male persönlich und, wenn es ihm zweckmäßig erschien, auch scharf aussprach. In größerer Entfernung das zahlreiche Gefolge. Jeder betrachtete gespannt das wichtige Ereignis, welches sich auf einem taktisch interessanten, landschaftlich schönen Boden in der Breite einer halben Meile vor unsern Augen vollzog.“ Die kurze Schilderung ist plastisch und greifbar, daß sie jedem Künstler einen trefflichen Anhalt für eine bezügliche Darstellung geben kann. Bleibtreu hat übrigens eine farbige Skizze gerade von dieser Szene gefertigt. Er war bekanntlich ebenfalls bei Wörth und machte dort Studien, deren Gefährlichkeit wohl aus folgenden Worten Hartmann's hervorgeht: „Auf dem Wege, der von feindlichen Geschossen oft erreicht wurde, stand ein kleiner Mann, sorglos und aufmerksam die kriegerische Handlung betrachtend. Er fiel mir auf, ich sah mich nach ihm um und erkannte den Schlachtenmaler Bleibtreu aus Berlin, welchem gestattet war, unser Hauptquartier zu begleiten, wo ich ihn noch nicht gesehen hatte. Er warf mir einen vergnügten Gruß zu.“ Aehnliche interessante Mitteilungen und dazu meisterhafte Schilderungen von den Kämpfen um Straßburg, Belfort und an der Lisaine, denen der Verfasser als Offizier im Stabe des Generals v. Werder beigewohnt hat, enthält das vortrefflich geschriebene Buch in Menge. (Uebrigens verließ Hartmann das Schlachtfeld von Wörth noch im ersten Teile der Schlacht, wie es heißt, infolge eines Mißverständniss-s.)

(Die Red.)

— [Bismarck I. und Bismarck II.] Hans Petersen, welcher jüngst an der Westküste Afrikas die vom amerikanischen Kolonisationsverein zur Ansiedelung freier Farbiger gegründete Republik Liberia besuchte, und die Fahrt an Bord des Woermann'schen Dampfers „Ella“ mitmachte, berichtet den „Hamb. Nachr.“: „Als ich in Monrovia landete, wurde das Deck bald mit freien schwarzen Gentlemen überschwemmt, die alle ein ganz verdrehtes Englisch sprachen. Als Arbeiter für die „Ella“ wurden nur Kroos angeworben, lauter schlanke kräftige Gestalten. Sehr interessant war es, der eigentlichen Ausmusterung der Neger seitens des Kapitäns beizuwohnen. Oben bei dem Kartenhaus, unter der Kommandobrücke, trat die ganze Gesellschaft, etwa sechszig glatthäutige Neger, alle nur mit dem schmalen Lendentuch bekleidet, unter Führung ihres „beadman“ „Sabbo“ zusammen. Der Kapitän und ich saßen in der Thüröffnung des Kartenhauses, ich, um mir die Sache, und der Kapitän, um sich die Boys anzusehen und die Namen derer zu notieren, die ihm dem Gesichte und ihrer Körperform nach gefielen nnd die er für die Reise annehmen wollte. In ihrer Kroosprache haben alle die Neger besondere Namen, die ganz erstaunlich lauten, sodaß ein Niederschreiben derselben unmöglich ist. Sie legen sich aber, um sich ein Ansehen zu geben, Namen bei, die von europäischen Begriffen hergeleitet sind. „What's your name?“ (Wie ist Euer Name?) fragte der Kapitän einen kräftigen Boy, der zum Kohlenschaufeln bestimmt war. „Me be ste-m-shiu“ („Ich sein „Dampfschiff““) war die Antwort. Und „Who be you?“ (Wer seid Ihr?“) wandte sich der Fragsteller an einen anderen. „Me be „soda-water?““, antwortete dieser grinsend und wollte so auch wohl durch seinen angenommenen Namen seine Abneigung gegen Rum andeuten. Der Dritte endlich antwortete auf die ihm gestellte Frage nach seinem Namen mit grinsendem Gesicht: „Me be Bismarck, Sir, Bismarck“. Ich konnte mich eines Lachens nicht erwehren, aber der Kapitän notierte alle diese schönen Namen mit größter Ruhe und mit dem ernsthaftesten Gesicht. „Who be you?“ wurde der Vierte gefragt, und auch dieser antwortete mit vielem Stolze: „Me be Bismarck, Sir“. Das war unserem Kapitän Melchersen doch wohl etwas zu viel. „Nonsers“, sagte er, „you not be Bismarck, that man be Bismarck“, und zeigte auf den vorhergegangenen Boy. Aber unter heftigster Gestikulation und schreiend und sich auf die Brust schlagend, versicherte er die Echtheit seines Namens: „Me be Bismarck, captain, true and true me be Bismarck longtime, that fellow there not be Bismarck, me be Bismarck long before him, fellow there stole my name, me be sorry — oh, oh — me be sorry, my heart fell down, because he stole my name.“ (Ich bin Bismarck, Kapitän, gewiß und wahrhaftig, ich bin schon sehr lange Bismarck; der Kerl da ist nicht Bismarck, ich war Bismarck lange Zeit vor ihm, der Kerl hat meinen Namen gestohlen und ich bin traurig, oh, oh, es hat mir fast das Herz gebrochen, daß man mir meinen Namen stal.) Mit pöbelhaftem Lärm beteuerte der andere Boy, daß ihm der Name wirklich eigen sei und nur er das Recht habe, ihn zu tragen, aber weil die Sache nicht so leicht war, Rechtens zu entscheiden, so nannte der Kapitän sie Bismarck I. und Bismarck II, und beide waren über dese Entscheidung höchst zufrieden und erstaunt über die kluge Wendung, die der Kapitän dem Streite gegeben.

— Zu den eigentümlichsten Wetten, welche die Londoner Lebewelt in ihrer Blasiertheit ausgedacht hat, gehört sicher die folgende: Ein bekanntes Klubmitglied hatte behauptet, daß es unmöglich sei, alles auf der Straße zu verkaufen, sei der Wert auch weit über den geforderten Preis. Eine Wette wurde eingegangen, daß es nicht möglich sei, am hellen Tage auf London-Bridge eines Zeitraumes einer Stunde 100 Stück Gold-Guineen für einen Penny das Stück an den Mann zu bringen. Am folgenden Tage stellte sich der Nehmer der Wette auf die Brücke, doch wie er seine kostbare Ware auch anpries, man lachte ihn aus: 1 Lstrl. für einen Penny, das sei zu läppisch. Die Folge war, daß der Verkäufer die Wette verlor; er hatte nur zwei Guineen verkauft an ein Mädchen, das sie zum Spielzeug für das ihr anvertraute Kind nahm.

Eine Mutter an ihre Töchter:

„Liebe Mädchen! lernet stricken,
Waschen, plätten, Hemden flicken,
Kochen, backen, braten, scheuern,
Und das Spinnerädchen leiern;
Reinlich Haus und Stube fegen,
Spärlich's Holz ans Feuer legen,
Betten machen, Schweine füttern,
Kühe melken, reilnich buttern,
Kinder hegen, Kranke pflegen
Und die Hände flink zu regen
Wie im Garten, so im Stall,
Küche, Keller überall.
Betten lüften, Strümpfe stopfen,
Fenster putzen, Zeug ausklopfen,
Hosen pflicken, Knöpf annähen,
Ueberall das Rechte sehen
Mir stets nötiger vorkam,
Als der ganze nob'le Kram.
Lernet reinlich alles halten,
Freundlich euer Heim gestalten,
Liebevoll mit allem sein,
Mit arm und reich, mit groß und klein.
Lernt des Morgens früh aufstehen,
Sittsam auf der Straße gehen,
Auch ein bischen Schreiberei
Und das Ein mal Eins dabei.
Sonsten könnet ihr auf Erden,
Niemals gute Weiber werden!“

Sonntagsblatt
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Verantwortlicher Redakteur: H. W. Crone.

Beilage des Lüdenscheider Wochenblatts.

Druck und Verlag von W. Crone jr.

№ 9. Samstag, den 28. Februar. 1885.

Schloß Falkeneck. 9

Novelle von Oskar Berkamp.

(Nachdruck verboten.) Fortsetzung.

VI.

Acht Tage später! Es ist fast, als wäre das alte Herrenhaus wieder erstanden in Glanz und Pracht, als wäre das alles nur ein böser Traum gewesen, was an meinen Sinnen, meinen Augen vorübergezogen im Dämmern der Mitternacht. Leuchtend im Strahle der Kerzen liegt Schloß Falkeneck da — die alten Mauern scheinen zu wachsen und zu steigen ins nächtige Blaue. Die Greise vor dem hohen Portal starren wie lebendig geworden in die Nacht, und drin in den hohen, sonst totenstillen Sälen herrscht ein buntes Wogen und Treiben. Man feiert die Verlobung des Fürsten von L. mit der jugendlichen Komtesse, der schon nach kürzester Frist die Vermählung folgen soll. Sie ziehen alle an meinen Blicken vorüber, die stolzen Paare; da ist Graf Werner, eine ungebeugte Gestalt, die sich unter den andern ausnimmt, wie eine majestätische Eiche unter niederem Zwerghols. Da ist Graf Hubert mit dem ernsten Auge, der über etwas zu brüten scheint; er sprach eben ein paar Worte mit der Tante Excellenz, einer alten Dame, die ewig zu lächelt und ewig Fragen stellt und von der Not des Lebens so wenig zu fühlen scheint, wie die toten Gypsfiguren hinter ihr auf den Postamenten. Und nun führt der junge Graf die Schwester dem Prinzipe zu, und auf seinem Antlitz paart sich der Zorn mit der Wemut, wie nun Alice in dem weißen, lang nachschleppenden Gewande wie ein schönes Götterbild neben dem alternden Verlobten steht; dann folgen die anderen und scharen sich um die Tafel. Sie lachen und plaudern, sie haben ja nicht, wie ich, das düstere Bild der Mitternacht geschaut; sie wissen ja nicht, daß eine Thräne, ein Seufzer Alicens genügt, um die Mauern, die sie gastlich aufgenommen, schwanken und die Pfeiler stürzen zu machen. — Indes die Gräfin lächelt ja — Gott sei's gedankt daß sie's vermag. Sie bringt ein Opfer, und das Opfer, das sie bringt für die Ihrigen, ist so groß, daß der Wiederschein dieser Größe ihr ganzes Wesen hebt und verklärt.

Ich atmete förmlich auf — alles, alles wird besser werden, als ich gedacht. Die Gesellschaft, die bis jetzt nicht für mich existierte, beginnt mich in einem gewissen Grade zu interessieren. . . . Ich habe endlich Ohr nnd Auge für die Vorgänge und das Gespräch meiner Umgebung. „Charmant, wirklich charmant diese Komtesse!“ sagt der Herr neben mir, der schon geraume Zeit vergebliche Versuche gemacht, mich in eine Unterhaltung zu ziehen — „kenne diesen Prinzipe L. ganz genau, erlauchtes Haus, — Königliches Vermögen; glänzende Partie! Nur der Altersunterschied zwischen den Verlobten ist etwas groß; das indes hat in einer Hinsicht gar nichts zu sagen, glauben Sie mir, Mademoiselle, ich spreche sans égards, die gereiften Männer sind die besten. Der Fürst von L., mein Ehrenwort darauf, wird seine junge Gemahlin auf Händen tragen — war er doch schon heute bedacht, seiner schönen Braut eine Ueberraschung ohne Gleichen zu bereiten; der Prinzipe hat (Ihnen gegenüber, Mademoiselle, darf man ja wohl aus der Schule schwatzen), das Unmögliche möglich gemocht, wir werden Signor Benoni's Geige noch diesen Abend in den Räumen dieses Hauses zu hören bekommen.“

„Signor Benoni? murmelte ich fragend. —

„Ah, mon Dieu, Mademoiselle, wie ist es möglich, Sie sollen diesen Benoni wirklich noch nicht kennen, noch nicht von ihm gehört haben? — wenn dies der Fall ist, Mademoiselle,“ lacht mein Nachbar, „dann tant pis pour vous — dieser Geiger par excellence macht Furore in hohen und niederen Kreisen, — die Damen schwärmen für ihn, das Volk webt Märchen und Sagen um seine Gestalt. Dieser geheimnisvolle Benoni scheint ein Proteus, der Form und Namen nach Belieben wechselt. Sie sagen, er sei von stolzer Herkunft, sie wollen wissen, daß er sich der Sache des Volkes auf eine so thatkräftige Weise angenommen, daß er aus Irland, seinem meerumflossenen Vaterland, sich zu uns nach Deutschland flüchten mußte.“

„Ah, dieser ihr Geiger par excellence ist also ein Irländer?“ sage ich zerstreut aufhorchend.

„ Mademoiselle, je me retire, lacht mein Nachbar, „Sie treiben mich in die Enge mit ihren direkten Fragen, die ich leider nicht direkt zu beantworten vermag. — Ich weiß nicht, wer dieser Signor Benoni ist . . . Niemand weiß es . . . Ich weiß nur, daß sein Spiel einen packt, wie nichts auf der Welt . . . Das Spiel gemahnt an einen ins nüchterne Leben wild und toll hineinflutenden Sturmgesang und, von diesen Tönen umrauscht, möchte ich allerdings den Sagen Glauben schenken, die da wissen wollen, daß die Hand, die so energisch in die Saiten zu greifen weiß, auch das Schwert zu führen versteht, wie ein Mann, wie ein Held.“ —

Das Gespräch, das mich so seltsam erregt, findet hier sein Ende. Man hat sich von der Tafel erhoben. Die Gesellschaft zerstreut sich da und dort; Komtesse Alice steht vor mir mit einem müden Lächeln um die Lippen.

Geben Sie mir den Arm, liebe Franken; die vielen Glückwünsche, die mich hier umwogen, — ich denke, die Gesellschaft wird es mir nicht verübeln, wenn ich vor soviel Glück auf einige Augenblicke in die stille Einsamkeit jenes Gemaches flüchte.“ —

Ich habe Gräfin Alice verstanden.

Mein Auge ruht besorgt auf der schlanken Gestalt, die auf der Causeuse ausgestreckt, ein paar Minuten der Ruhe pflegt, um die schwere Rolle, welche die Verhältnisse ihr aufgebürdet, vor den Augen der Welt mit aufrechter Haltung zu Ende zu spielen. Arme Alice! Das lichte Gewand schmiegt sich wie glänzender Wellenschaum um die jungfräulichen Glieder und die Lippen lächeln noch immer, ein Lächeln, das mir in die Seele schneidet.

„Es ist wohl verboten, Signora, in dies Heiligtum zu treten, vor dem sie Wache zu halten scheinen," murmelt da mit einem Male in fremd accentuiertem Deutsch eine Stimme neben mir. — Ich schrecke auf, es ist der Fürst, der vor mir steht.

„Signor Exellenza haben Recht. Die Komtesse hat sich auf einige Sekunden in dies Gemach zurückgezogen, sie fühlte sich etwas angegriffen, wie das ja nicht anders denkbar ist, und ich glaube, es wäre gut, der Gräfin für heute Abend jede weitere Erregung fern zu halten," —

Gewiß, gewiß, Signora," murmelt der Fürst entgegenkommend, — aber ich denke, keine Regel ohne Ausnahme — und die Geigenklänge meines Landsmannes, des Signor Benoni, sind doch eine Erregung oder Anregung so angenehmer Art, daß . . . Ah le voilà," unterbricht sich der Prinzipe, die Blicke dem Eingang des Saales zuwendend, indem er unter dem Gedränge verschwindet. Mechanisch, zerstreut, ohne daß ich meinen Posten verlasse, folgt mein Auge der nach den hohen Flügelthüren drängenden Gesellschaft. Das dort muß Signor Benoni sein, um den die kleinen und großen Wogen der gesellschaftlichen Elemente flnten. — Eine mehr geschmeidige, denn kräftige Gestalt, die mir den Rücken wendet; — ein stolz auf den Schultern getragenes Haupt, von dem ich gegenwartig nichts sehe, als eine Fülle krausen, schwarzen Haares. — Signor Benoni spricht mit dem Fürsten; ich bin zu weit entfernt, als daß seine Stimme mein Ohr zu erreichen vermöchte. — Jetzt aber wendet sich der Künstler, mir ist als übertönten seine markigen, taktfesten Schritte die der anderen, wie er nun, bedrängt, bestürmt von den Anwesenden, nach der Mitte des Saales vorschreitet. Man reicht Signor Benoni die Geige, er lächelt, der volle Kerzenstrahl des Lustres fällt von oben auf ihn herab. Wie wird mir denn? ich muß mich an dem Pfosten der Thüre halten, das Blut treibt zu meinem Herzen: dies blasse, trotzige, kühne Gesicht, aus dem die Augen so höhnisch, so weltverachtend blitzen — kenne ich es denn nicht?

Ich stehe noch immer und blicke wie gebannt nach dem Mann unter dem Lustre, und wie diese eigenartige Physiognomie dort so marmorklar aus der Umrahmung des schwarzen Haupt- und Barthaares tritt, da gibt es keinen Zweifel, sondern nur noch eine unbestreitbare Wirklichkeit für mich: der Herr vor mir mit dem Lächeln um die krausgeschürzten Lippen ist der Geiger des Pensionats, — ist Signor Benoni und ist doch keiner von beiden. Mich beschleicht ein Gefühl unsäglicher Angst und Beklommenheit, und was noch schlimmer ein Gefühl der Ratlosigkeit, ich weiß nicht was beginnen und wohin mich wenden. Ich habe die unklare, aber instinktive Empfindung, daß dieser Benoni nie und nimmer die Schwelle des Hauses hätte überschreiten dürfen — und wenn ich es vermag, so soll die Komtesse von seiner Anwesenheit nichts erfahren. Ich werde dem Fürsten nach der ersten Piece zuflüstern, daß die Gräfin zu angegriffen sei, um Musik zu hören — und diesen Musiker werde ich zu entfernen wissen, und müßte es mit Gewalt sein.

Im Saale ist mittlerweile eine erwartungsvolle Stille eingetreten. Jedermann wartet atemlos auf den ersten Ton. Wie mir bangt vor diesem Ton! Das Auge des Künstlers überfliegt noch einmal die Gesellschaft, es ist solch ein forschender, suchender Blick, daß der Fürst von L., der mit dem lebhaftesten Interesse des Italiener für Musik dem Musiker zunächst Platz genommen, den letzteren fragt:

„Wünschen Sie, wollen Sie etwas, Signor?"

Benoni hebt das blasse Antlitz, seine Lippen lächeln nicht mehr.

„Ja Signor Prinzipe," sagt er in leisem und heftigem Ton, „ich will etwas, mich faßt ein seltsam Gelüsten, ich möchte einmal versuchen die Toten zu beschwören mit meinem Geigenspiel."

Und wie der Künstler kaum die wilden, energischen Worte hingeworfen, da hat er auch schon die Violine an sich gepreßt, und der erste Geigenklang schallt durch den Raum. Ein Klang, den diese Hand und nur diese Hand den Saiten zu entlocken weiß, und diesem einen wimmernden Aufschrei folgt jener selbe Walzer, nach dem damals vor Jahren die Zöglinge des Pensionats getanzt. Nur diesmal — diesmal weben irre Schauer über dem allen, das ist kein Reigen der Lebenden, ein Reigen der Toten ist's. Schrill und bacchantisch, nur aus den düstern Weisen kreischt manchmal das Evoë der Lebenslust auf, und hierauf wieder ein unheimliches, geisterhaftes Raunen und Flüstern von wirren Stimmen, die Erde scheint ihre Toten wieder herauszugeben, sie erwachen und erstehen, sie regen und bewegen sich im seltsamen Tanz. Man glaubt das Wimmern all der armen verlorenen Seelen zu vernehmen, und dann wieder das Hohnlachen der Verdammten.

Mein Ohr folgt dem Auf- und Niederwogen der Klänge; mein Auge indes ruht bangend und fürchtend auf Alice. Läßt sich ihr verschweigen, wessen Bogen diese Melodien entströmen? Nein, nein, der geniale Geiger hat erreicht, was er gewollt, er versteht wie kein anderer, das Tote zu beschwören und ins Dasein zurückzurufen. Beim ersten wimmernden Bogenstrich, den der Musiker wie einen Fluch in die lautlose Stille hineingeschleudert, ist Alice zusammengezuckt. Ich bin auf sie zugeeilt, deren Haupt wie gebrochen auf meine Schulter sinkt.

„Komtesse, seien Sie standhaft, wie Sie's bisher gewesen, auch noch in dieser einen, letzten Stunde," murmele ich über ihr. Alice scheint bei diesen Worten wie aus einem schweren Traume zu erwachen. Ihre Gestalt richtet sich in meinen Armen auf, durch das noch eben marmorblasse Gesicht beginnt von neuem die Welle des Blutes zu strömen.

„Kommen Sie!" herrscht sie in fast heftigem Ton und als gälte es den Zauber zu vernichten, der auf Momente gleichsam willenlos ihr ganzes Wesen gefangen genommen.

So schlägt ihre Hand rasch die Portiere zurück, und leicht auf meinen Arm gestützt, scheinbar ruhig, tritt sie unter die Gäste. Der letzte Bogenstreich verhallt eben, das Auge des Geigers fällt aufblitzend auf die bräutliche Gestalt an meiner Seite. Zum Glück hat man die Gräfin vergessen über dem neuaufgetauchten Gestirn. Alle umdrängen diesen Signor Benoni, alle lauschen begierig seinen Worten, wie noch vor kurzem den Klängen seiner Violine.

Fortsetzung folgt.

Berliner im Auslande.

Daß der Berliner überall, in der ganzen Welt zu finden ist, darf als eine bekannte Thatsache vorausgesetzt werden. Etwas von Wanderlust steckt in ihm. Hören wir doch eben jetzt wieder, daß sich 150 Leute bei der chinesischen Regierung um die Einreigung in das tongkingesische Heer beworben haben. Aber daß der Berliner sich in allen Lagen des Lebens und auf den vorgeschobenen Posten der Zivilisation auch seinen guten Humor zu bewahren pflegt, das ist wohl eine Eigenschaft, die ihn vor vielen andern, die auf gut Glück in die Welt hinauszogen, auszeichnet. Die „Nat.-Ztg." ist heute in der Lage, von einigen weit verschlagenen Berlinern erzählen zu können, denen Herr Richard Fricke, bis vor kurzem Dolmetscher im englischen Generalstabe im Sudan, auf seinen Orientfahrten begegnet ist. Herr Fricke ist selbst Berliner. Aber seit zwanzig Jahren hat er seine Vaterstadt nur wenig berührt. Eben jetzt verläßt er sie wieder, um nach ganz kurzem Aufenthalt hinaus zu ziehen in die Welt, vielleicht nach Asien, vielleicht nach Afrika, ihm ist's ganz gleich, fühlt er sich doch nur auf dem Dampfschiff oder der Eisenbahn zu Hause. Herr Fricke erzählt:

1.

Im Jahre 1881 trieb mich die Reiselust nach Griechenland. Ich landete im Piraeus und brannte ordentlich vor Begierde, von der Akropolis aus über das zu meinen Füßen liegende Athen zu schauen. Zuerst ein Frühstück im Hotel Koraikaris, dann auf den Zug, um nach halbstündiger Fahrt Athen zu erreichen. Am Bahnhof standen zahlreiche Fiaker, gute Wagen, deren Kutscher sich den Fremden in italienischer, englischer oder französischer Sprache anzubieten pflegen. Mir fiel ein besonders starker und großer Kutscher auf, der das Italienische mit etwas stark fremdländischem Accent sprach. Ich aktordierte. Die erste Fahrt galt dem Palast des Königs. Dort angelangt, lenkte der Kutscher dadurch meine Aufmerksamkeit auf sich, daß er das Pferd mit dem den Berliner Droschkenkutschern so eigentümlichen „Brrr"

zum Stehen brachte. „Halt," dachte ich mir, „den mußt du näher kennen lernen. Il Signore parla tedesco?" fragte ich also beim Aussteigen. „Na, da können Sie sich d'ruff verlassen!" „Und wo stammen Sie aus Deutschland?" inquirierte ich weiter. „Aus Berlin, in der Friedrichsgracht geboren und mit Spreewasser getauft!" Ich mußte unwillkürlich lachen, diese Antwort in Athen auf dem Schloßhofe des Königs zu erhalten. Nachdem ich das Schloß besichtigt, bat ich ihn um weitere Mitteilungen über sich selbst. Er hieß, so sagte er willig, Karl Baumann, war „gelernter" Schlosser, kam kurz vor Ausbruch des russisch-türkischen Krieges nach Wien, ging von dort nach Triest und kam schließlich als Schlosser ins Arsenal zu Konstantinopel. Er verdiente viel Geld, konnte aber den schwarzen Glutaugen der Schönen nicht widerstehen und war endlich, wie er sich selbst ausdrückte, vollständig „blank," als das Arsenal geschlossen wurde. Durchaus nicht entmutigt, wurde er dann im Piraeus Bootsmann und avancierte schließlich zum Droschkenkutscher in Athen. „Und nun geht es mir ganz gut. Denn wer nicht auf den Kopf gefallen ist, kann sich hier anständig ernähren, vorausgesetzt, daß er nicht arbeitsscheu ist." „Haben Sie keine Sehnsucht nach Ihren Freunden in der Heimat?" fragte ich. „Wissen Sie, Landsmann," antwortete er, „meine Eltern sind tot, Freunde habe ick nich hinterlassen und von Wegen die Heimat — verstehen Sie lateinisch?" fragte er, nach der andern Seite ausblickend. „Jawohl," antwortete ich. „Na also: ubi beni ibi patria" tönte es stolz vom Bock zu mir zurück. — Es war spät abends, als ich von meiner Rundfahrt mit ihm wieder am Bahnhofe anlangte und ich fragte, was ich zu zahlen hätte. „Landsmann," antwortete er, „wenn Sie sich keene Unannehmlichkeiten zuziehen wollen, so reden Se nich von Bezahlen. Globen Se denn, det es mir keenen Spaß macht, einen Spree-Athener hier in't richtige Athen spazieren fahren zu können? Det eenzige, wat ich verlange, wenn Sie von Ihre Reisen wieder mal nach Hause kommen, und vielleicht mit Ihre Bekannte bei 'ne große Weiße mit Strippe von unterwegens erzählen, verjessen Se nich zu sagen, daß hier allemal Karl Baumann mit 'ne Droschke erster Jüte zur Verfügung steht." Ich gab ihm das Versprechen, das ich in gewissem Sinne hier einlöse. Bei einem Glase Bier plauderten wir, bis die Bahnhofsglocke das zweite Signal zum Einsteigen gab. Ein Händedruck und ich verließ die alte Griechenstadt mit dem Bewußtsein, in weiter Ferne einen Landsmann getroffen zu haben, dem das Herz auf dem rechten Flecke sitzt.

2.

Es war am 12. September 1882, als die englische Armee bei Kassorin lag, um in der Nacht den Marsch gegen Tel-el-Kebir zu unternehmen. Ich begab mich nach dem Hauptquartier der 19. Husaren, um durch den Tierarzt meinem Pferde einen Eisensplitter aus dem Hufe nehmen zu lassen. Auf dem Wege dorthin wurde meine Aufmerksamkeit auf eine komische Gruppe gelenkt. Ein Haufe Soldaten umgab einen Mann in einem sogenannten Wolseley'schen Anzuge, der sich vergeblich bemühte, ein von ihm an der Leitschnur gehaltenes Kameel zum Hinlegen zu bewegen. Einige Ausrufe brachten mich auf die Vermutung, daß er ein Deutscher sei, und so trat ich denn hinzu und da fand ich ihn denn, ein Bild der Verzweiflung, die bei der Hoffnungslosigkeit seines Vorhabens durch die Verhöhnungen der Soldaten noch gesteigert wurde. Ich gestehe offen, daß ich ebenfalls angesteckt wurde und — wie sagt man doch jetzt in Berlin? — nun, ich habe lange nicht so gelacht. Trotzdem empfand ich Mitleid mit ihm und es gelang mir denn auch bald, das halsstarrige Tier kirre zu bekommen. „Seid wohl ein Deutscher?" redete ich ihn an, als wir allein waren. „Ja woll," klang es echt Berlinisch zurück (er war eben beschäftigt, das Gepäck auf dem Rücken des Tieres zu ordnen.) „Wohl gar ein Berliner?" „Na, det globen Se man; aber ick versichere Ihnen, ick wollte, ick wäre lieber in Aejypten jeboren, man bloß um diesen langhalsigen, abgeschabten Wüstentransporteur anständig verhandeln zu können. „Ich bin auch ein Berliner," sagte ich, ihm die Hand reichend. Wie ein Schimmer von Freude ging es über sein Gesicht. „Das freut mir," fuhr er fort, „hier in diese staubige Gegend, die mir gerade wie die Charlottenburger Chaussee im Sommer vorkommt, einen Landsmann zu treffen. Sie sind der eenzige Berliner, den ich, seit ich in Aegypten bin, gesehen habe." In diesem Augenblick kam ein Kommissariats-Kameeltrain vorbei, dem er sich anzuschließen hatte, und ich mußte mich von meinem in der Wüste gefundenen Landsmann mit einem Händedruck verabschieden. . . . .

Die englischen Truppen waren in Kairo eingezogen. Es wimmelte in der Stadt von Soldaten, die jetzt ihr sauer erworbenes Geld in grenzenlosem Leichtsinn verprassten. Ich kam eines Tages aus Sheppards Hotel und schlenderte den französischen Bazaar entlang, als ich mich plötzlich angerufen hörte. Am Tische saß mein Kameeltreiber aus der Wüste. Aber wie sah er aus! Von Kopf bis Fuß in blendend Weiß gekleidet, ein roter Gürtel à la italien um den Leib geschlungen, den Fez auf dem Kopfe, die Nargileh im Munde, ihm zur Seite eine bulgarische Schönheit — so bot unser Berliner ein Bild der vollkommensten Zufriedenheit. Auf sein Drängen nahm ich Platz. „Und wie ist es Ihnen ergangen, seit ich Sie gesehen?" „Na," fing er an, „ich kann mich nicht beklagen. Mir geht's, wie man so zu sagen pflegt, „halbseiden". Aber das versichere ich Ihnen, auf Kameeltreiben lasse ich mich nie wieder ein. Setzen Sie sich in meine Lage: ungefähr zwei Jahre erst in Aegypten und blos eine Sprache, natürlich deutsch, die unter die Araber nicht sehr gangbar ist, und denn auf so'n Geschäft reinfallen, globen Sie mir, dazu jehört Kourage." Ich stimmte ihm bei und fragte, wie er denn hierher geraten. „Auf die einfachste Weise. Mein Name ist Fritz H.; in geschäftlicher Beziehung war ich in Berlin Buffetier. Als was ganz Neues hatten wir in Berlin in der Grünstraße ein orientalisches Kafé bekommen, das ich öfters besuchte. Da kam mir eines Abends der Gedanke, mir den Orient in natura anzusehen. „Fritze," dachte ich mir, „den Orient sehen und sterben." Und so gondelte ich los. Ueber Hamburg als Steward auf einem englischen Dampfer nach Alexandrien. Das übrige wissen Sie." „Und jetzt," so schloß er mit einem Blick auf seine Begleiterin, „bemühe ich mich, mich vollständig zu akklimatisieren." „Und gedenken Sie jemals wieder nach Hause zurückzukehren?" „Vorläufig noch nicht, wenigstens so lange ich nicht klagen kann." Die Musik im Innern der Brasserie spielte einen lustigen Walzer. Er erhob sich, schüttelte mir die Hand und war im nächsten Moment mit der Begleiterin im Gewühl der Tanzenden verschwunden.

Haus- und Landwirtschaft.

— [Verbesserung des Petroleums.] Namentlich auf dem Lande bereitet der nicht seltene Uebelstand, daß das Petroleum in den Lampen nicht ordentlich brennen will, der Hausfrau manchen Verdruß. Diesem kann man jedoch leicht abhelfen. Man filtriere das Petroleum, ehe man es zur Verwendung kommen läßt, durch ein dünnes Läppchen Zeug, das man am einfachsten in einen auf eine gereinigte Flasche gestellten Blechtrichter legt, und man wird sich wundern müssen, welche Menge Schmutz sich vom Petroleum der gewöhnlichen Sorte an dem Zeuge absetzt. Weiter zieht ein starker Wollfaden, in das Bassin der Lampe gelegt, vielen Schmutz aus dem Petroleum an sich.

— Das Salz bewirkt reichere Absonderung der Verdauungsflüssigkeiten, befördert daher die Verdauung schwer verdaulicher Stoffe. Die nachteilige Wirkung weniger gedeihlichen Futters wird durch Salz etwas beschränkt, wenn auch nicht ganz gehoben. Besonders wichtig ist die Verabreichung des Salzes bei Futterstoffen, welche leicht die Erschlaffung der Verdauungsthätigkeit bewirken, wie dies bei gesäuerten, selbst erhitzten, und bei gebrühten Futterstoffen der Fall ist. Das Salz bewirkt einen lebhafteren Stoffwechsel, eine Erhöhung der Hautthätigkeit und ist deshalb für Wachstum und Gedeihen jüngerer Tiere außero dentlich zuträglich. Eine zu starke Salzfütterung aber verursacht Durchfall und wirkt nachteilig. Im allgemeinen rechnet man 4—8 Gramm per 100 Kilogramm Lebendgewicht; mehr oder weniger Salz richtet sich nach dem Futter.

— [Erkennungszeichen des alten Geflügels.] Alte Hühner und Tauben erkennt man an einem gedrungeneren stärkeren Körperbau, härteren Brustknochen, einer sprüderen dickeren sogenannten Hühnerhaut und etwas stumpferen abgenutzten Klauen; Gänse und Enten an stärkeren Fußballen, dickerer Schwimmhaut und zarten Schnäbeln; Truthühner an ihren roten Beinen und stärkeren schwammigen Fleischlappen auf dem Kopfe und unter der Kehle. Nach diesen Erkennungszeichen läßt sich beim Ankauf auch das wilde Geflügel einigermaßen beurteilen. Ob es frisch ist, das muß hauptsächlich der Geruch bestimmen. Man kann es vom Augenblick an, wo es geschossen ist, im